

Pink Floyd und die 70er Jahre:

Wenn man eine Platte wie „Dark Side of the Moon“ oder „Wish You Were Here“ auflegte, nahm man sich Zeit. Man setzte sich hin, vielleicht mit Kopfhörern oder vor den großen Boxen, drehte das Licht runter. Die ersten Klänge kamen oft langsam, fast zaghaft, und man wusste: Das baut sich auf, das hat einen Plan.

Die Gitarren von David Gilmour waren nicht schrill oder hektisch – sie schwebten, zogen lange Töne, die fast wie eine Stimme wirkten.

Die Orgel und Synthesizer von Richard Wright füllten den Raum mit breiten Flächen, manchmal warm, manchmal kühl und unheimlich.

Roger Waters' Basslinien hielten alles zusammen, unaufdringlich, aber drängend. Und dann diese Soundeffekte – Schritte, Stimmen, Herzschläge, Kassenklingeln – die einen mitten in eine Szene versetzten.

Das Feeling beim Hören war oft wie eine Mischung aus Nachdenken und Wegdriften. Man wurde in eine andere Welt versetzt, die aber gleichzeitig etwas von der Eigenen widerspiegelte – Zweifel, Fragen, Träume.

In einer Zeit, in der vieles im Umbruch war – Vietnamkrieg, Kalter Krieg, gesellschaftliche Veränderungen – passte diese Musik, weil sie nicht einfach nur „gute Laune“ machte, sondern zum Innehalten zwang.

Es war Musik für einen ganzen Abend, nicht für drei Minuten zwischendurch. Man hörte ein Album durch, in der Reihenfolge, wie es gedacht war. Und wenn die Nadel am Ende hochging, saß man noch einen Moment da – leicht benommen, mit dem Gefühl, irgendwo anders gewesen zu sein, ohne den Raum verlassen zu haben.

Dark Side of the Moon (1973)

Damals wirkte das Album wie ein einziger, durchgehender Gedankenfluss. Kein "Hit-Sammelsurium", sondern ein Konzept – jede Seite der LP wie ein eigener Film ohne Bilder.

Das Thema war das Leben selbst: Zeit, Geld, Wahnsinn, Tod. Und die Musik war fließend, fast hypnotisch.

Es fühlte sich an wie ein kontrollierter Trip – sanft hineingleiten, getragen von Gilmours Gitarre und Wrights warmen Keyboardflächen, immer wieder durchbrochen von Saxophon, Herzschlägen oder Stimmen, die plötzlich mitten im Raum standen. Es war introspektiv, aber nie bedrückend – eher wie das Beobachten der eigenen Gedanken aus einer kleinen Distanz.

The Wall (1979)

Sechs Jahre später war die Stimmung eine ganz andere. Die Platte war schärfer, kantiger, persönlicher – weniger "Weltall", mehr "Gefängnis im Kopf".

Sie passte zu einer Zeit, in der die 70er langsam ausliefen und vieles rauer wurde: wirtschaftliche Krisen, kalte politische Stimmung, Punk als Gegenreaktion auf die "alten Rock-Dinosaurier". Waters' Texte waren direkter, fast anklagend, und die Musik hatte mehr klare Brüche – zarte Balladen neben harten, fast marschartigen Rockpassagen.

Das Feeling beim Hören war weniger entspannend, mehr wie ein Theaterstück, das man miterlebte. Die Soundeffekte – Schulglocken, Schreie, Lautsprecherdurchsagen – ließen das Album wie ein Hörspiel wirken. Es ging nicht nur ums Nachdenken, sondern ums Mitfühlen. Man spürte die Enge, den Druck, die Vereinsamung des Protagonisten. Am Ende stand kein Schweben, sondern ein lauter Knall – im übertragenen wie im wörtlichen Sinn.